Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 47

Artikel: Aus Grossvaters Zeiten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

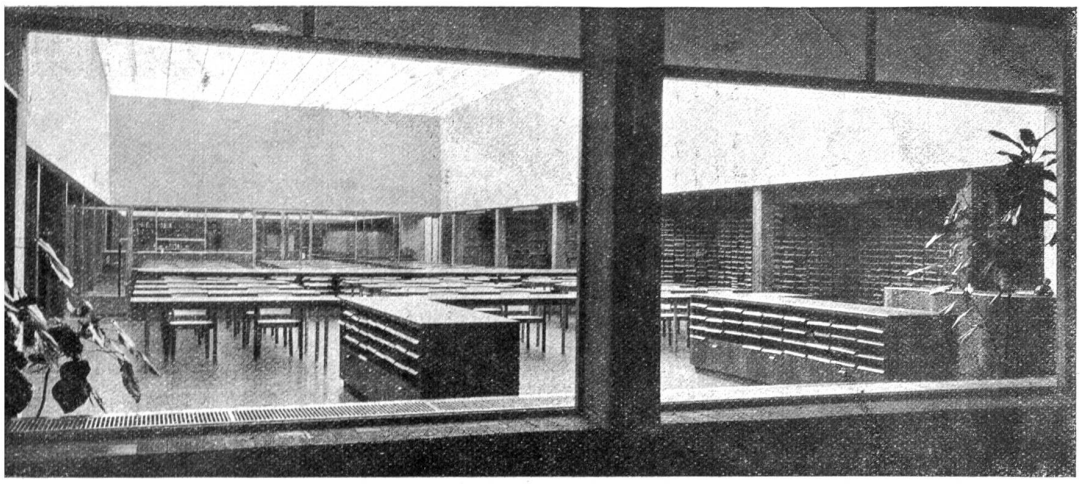
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Blick aus der offenen Leseterrasse in den Lesesaal, vorn Zeitschriftenabteilung, im Hintergrund Bücherausgabe.

Der Kritiker: Meinetwegen, aber weshalb mußten nun die Architekten der Landesbibliothek unser liebes Bern gleich mit diesem internationalen Baustil beglücken. Das mag in Paris oder Berlin angebracht sein, nicht aber in Bern.

Der Andere: Verzeihung, wenn ich widerspreche! Aber bedenken Sie, daß Alt-Bern vom gotischen Münster bis zu den Barockbauten einer Heiliggeistkirche und einem Burgerspital von Baugesinnungen durchsetzt ist, die so gut international waren, wie die heutige neuzeitliche Bauweise, die übrigens von Ort zu Ort, von Land zu Land auch stark voneinander abweicht.

Gewiß ist der Berner Barock keine Kopie des französischen Barocks, aber die Landesbibliothek ist ebensowenig eine Kopie eines neuzeitlichen Gebäudes außerhalb unserer Grenzen.

Der Kritiker: Zugegeben, aber unsere Architekten sollten doch billig Rücksicht nehmen auf das echt bernische Gepräge unserer alten Bauten, von denen Sie ja selbst zugeben, daß sie keine billige Kopie eines großen Vorbildes seien.

Der Andere: Mit diesem Einwand berühren Sie eines der wichtigsten Probleme moderner Architekturgestaltung. Warum stagnierte unsere Baukunst in den letzten hundert Jahren! Weil sie glaubte und davon überzeugt war, daß nur eine „Anpassung" an Ueberliefertes eine Fortentwicklung darstelle. So kamen jene Stilklitterungen zustande, deren wir in Bern nachgerade genug haben. Was haben beispielsweise die Nachahmungen italienischer Renaissance-Paläste zu tun, wie es die Bundeshäuser Ost und West sind? Wohin führt es, wenn mit teurem Geld Fassaden aufgeführt und mit Türmchen gekrönt werden, die mit einem Postgebäude nichts, aber auch gar nichts zu tun haben! Verschwendetes Geld, abgesehen von der Unzweckmäßigkeit der Anlagen. Als die Berner im 18. Jahrhundert die Stift bauten, hart neben dem Münster, so taten sie dies im Stil ihrer Zeit und erlaubten sich mit Recht keine Anpassung an den gotischen Baustil. Dieser Wechsel in der Ausdrucksweise ist es ja, der unsere Stadt so reizvoll belebt. Preisen wir uns glücklich, daß endlich, endlich auch für Bern Architekten und Behörden den Mut hatten, so zu bauen, wie es unsere Zeit gebietet. Nur fortgefahren in diesem Geiste, und um die bauliche Zukunft unserer Stadt ist mir nicht mehr bange! Dr. J. O. Kehrli.

Im Unglück weiß man nie, wo . . .

Es gibt Unglücksfälle, die glücklicherweise nur selten eintreten, aber die uns oftmals gerade deshalb kopflos machen. Für alle diese Fälle sollten wir uns ein kleines Verzeichnis anlegen, in dem alles eingetragen wird, was bei Unglücksfällen zu beachten ist, da uns auch das beste Gedächtnis schließlich einmal in der Aufregung im Stich lassen kann.

Jedes Glied der Familie muß zum Beispiel wissen, wie man sich bei Feuer zu verhalten hat. Jede Minute ist dabei wertvoll und kostbar. Ist ein Telephon in der Wohnung, so darf nicht unnötig lange nach der Nummer der Feuerwehr gesucht werden. Ist kein Telephon im Haus, so muß man unbedingt wissen, wo der nächste Feuermelder ist und auf welchem Wege man die beiden nächsten Telephone und die Feuerwehr erreichen kann, denn eines der beiden Telephone ist im Unglücksfall bestimmt besetzt oder aus irgend einem anderen Grunde nicht benutzbar. Was nützt der beste Hausfeuerlöscher, wenn derjenige, der in gerade braucht, nicht weiß, wo der Apparat überhaupt zu suchen ist.

Mögen wir noch so gesund sein, stets ist es ein Gebot der Vorsicht, zu wissen, wo die beiden nächsten Aerzte wohnen. Verordnet der Arzt irgendein Heilmittel, so müssen wir gleichzeitig nach der nächsten Apotheke fragen, denn man kann es oft erleben, daß niemand in der Familie weiß, wo sich die nächste Apotheke befindet. Wenn wir auch vielleicht nicht gleich zum Arzt zu schicken brauchen, wenn es sich zum Beispiel um eine Magenverstimmung handelt, die sich unter Umständen nachts bemerkbar macht, so ist es doch recht ärgerlich, wenn wir trotz eifrigen Suchens den Magentee, der in gleichen Fällen stets half, nicht finden können. Derartige Heilmittel gehören immer an einen bestimmten Platz.

Es ist schon recht ärgerlich, wenn man einen Schlüssel verloren oder verlegt hat, noch ärgerlicher ist es aber, wenn man obendrein noch lange nach einem Mechaniker suchen muß, der das betreffende Schloß wieder öffnet. In das anzulegende Verzeichnis gehören also auch die Anschriften verschiedener Handwerker. Wichtig ist es ferner, daß man stets weiß, wen man zuerst im Falle eines Gasrohrdefekts oder eines Wasserrohrbruchs zu benachrichtigen hat! Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß all diese Tatsachen allen Familiengliedern, nicht nur dem Vater oder der Mutter bekannt sein müssen.

Wissen Sie außerdem, wohin Sie sich zuerst im Falle eines Verbrechens wenden würden? Wissen Sie stets, wo sich diese oder jene wichtigen Papiere befinden, wo alle Quittungen und Ausweise aufbewahrt werden und wo die Schlüssel zu allen möglichen Verschlüssen zu finden sind? All diese Fragen, die schließlich einmal ungeheuer wichtig werden können, soll man sich beantworten, ehe die Notwendigkeit der raschen Beantwortung aber zugleich die Unmöglichkeit der sofortigen Beantwortung an uns herantritt.

Aus Großvaters Zeiten.

In der Fremde gedenke ich der fernen Heimat; denn ich fühle mich einsam. Selbst ein altes Exemplar (Nr. 21) der „Berner Woche" ist mir willkommene Ablenkung, kenne ich doch das Blatt und weiß, es birgt interessante Lektüre.

Gleich auf einer der ersten Seiten grüßt mich eine Fliegeraufnahme von Herzwil, meinem Heimatdörfchen. Unwillkürlich schweifen meine Gedanken in die Vergangenheit zurück. 20 Jahre sind es her; aber mir ist, als hätte ich erst gestern den Großvater sagen gehört: „Die Leute sind

heutzutage gescheit und können viel; aber fliegen, das bringen sie doch nicht fertig. Da sagt unser Herrgott: Halt, bis hier her und nicht weiter." Nun haben sie's doch erreicht, durchqueren nach Belieben die Lüfte und haben wie zum Triumph aus lichter Höh sein Heim photographiert und in einer Zeitschrift erscheinen lassen.

Er hat's nicht mehr erlebt, der liebe Greis. Aber fliegen hat er doch noch gesehen, das ließ sich nicht bestreiten. Da er aber nie zugab, in einer Behauptung nicht recht zu haben, wie er anderseits sein Wort unter allen Umständen hielt, verteidigte er sich mit den Worten: „Früher oder später fallen sie doch alle herunter", und davon ließ er sich nicht abbringen.

Aber genug, ich wende das Blatt und staune; denn vor mir liegen die Bilder der Herzwilerhäuser und gar der Großeltern. Hätten die schlichten Leute gewußt, daß ihr Bild dazu benützt würde, eine Zeitschrift zu illustrieren, sie hätten sich um nichts in der Welt abknipsen lassen. Es ist ohnehin nicht manchmal vorgekommen in ihrem Leben und immer kostete es große Ueberredungskunst. Der Großvater würde eins wettern, wenn er die „Berner Woche" sähe! Es gäbe einen Auftritt, wie ich sie oft erlebt, wenn eine Neuerung seine Mißbilligung erregte. Umsonst nahm ich, als Kind der Neuzeit, die Verteidigung auf. Denn der Widerspruch war angesichts der alten, massiven Kirschbaummöbel, der blinkenden Zinnkannen und der tickenden Sumiswalderuhr unnütz. Die ganze Umgebung sprach der guten alten Zeit das Wort, und ich mußte kapitulieren.

Wenn's auch nicht gar friedlich aussah, liebte ich doch solche Auftritte sehr. Erstens war es ein Zeichen guter Gesundheit und dann war die Zunge für alte Erinnerungen, denen ich immer so gerne lauschte, gelöst. Das federnlose Kanapee bot kein weicher Sitz; aber nie seither, wie weich ich auch saß, ist mir so wohl gewesen, wie an seiner Seite auf dem alten Möbel; wenn er in's Erzählen kam.

Was ich da zu hören bekam, stimmt aber mit dem Text über Herzwil in der „Berner Woche" nicht recht überein. Nach ihm könnte man versucht werden zu glauben, die alten Herzwiler seien feiernd auf dem Geldsack gesessen. Der Greis aber sprach von harter Arbeit bei äußerster Sparsamkeit. Beim ersten Lichtschein sei man aufgestanden und habe sich erst beim letzten niedergelegt. Selbst im Winter hörte man in aller Herrgottsfrühe den 6 oder 8 Takt der Drescher, während in der Stube schon die Spinnräder surrten, wo die Frauen und Töchter „Werch" und Flachs für ihre Leinen spannen.

Oft, wenn ich des Abends todmüde von schwerer Feldarbeit heimkehrte, mußte ich an unsere Vorfahren denken und staunen, wie sie es fertig gebracht, die gleichen Flächen mit weniger Kräften und ohne die Erleichterung durch die Maschinen zu bebauen. Das brauchte freilich zähere Naturen als sie das heutige Geschlecht aufweist! Dabei hat man sich aufs primitivste ernährt. Man lebte von dem, was man auf dem Hofe hatte. Frisches Fleisch kam nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Man metzgete im Winter eine alte Kuh und nach Bedarf Schweine. Das Fleisch sei dann oft im Sommer so hart geworden, daß man es am Samstag vorkochen mußte, um es am Sonntag weich zu bringen. Brot wurde gebacken, wenn der Vorrat noch für eine Woche ausreichte, damit nicht zu viel gegessen würde. Der Großvater behauptete aber, man sei dabei gesünder und zufriedener gewesen als heutzutage. In der freien Zeit habe sich die Dorfjugend unter der Linde gesammelt und da wurde nach Herzenslust gesungen. Die Alten seien vor den Häusern gesessen und hätten sich ihres Nachwuchses gefreut. Die heutige Jugend suche ihr Vergnügen auswärts, komme spät in der Nacht heim und gehe am folgenden Tag mißmutig an die Arbeit.

Wenn das Gespräch diese Wendung nahm, duckte ich mich in die Sofaecke, wußte ich doch, jetzt kommt ein Kapitel über die heutige, verdorbene Jugend. Besonders der Kleidermode war er feind. Er konnte nicht leiden, daß die Landmädchen die „währschafte" Bauerntracht nicht mehr tragen wollten und gleich den Städtern in fadenscheinigen kurzen „Fähnchen" daher kommen. Daß man im leichten losen Kleide wöhler ist und leichter schafft, wollte er nicht gelten lassen und der Refrain dieser Disputationen war: früher habe ein Weibervolk noch etwas vorgestellt, jetzt sehe man nur noch so „Gümper". Obschon ich nie zu den Modernen gehörte, bot er mir doch wiederholt eine Silbermünze an, um Stoff für in und an das Kleid zu kaufen. Oft schon habe ich mich gefragt, was er wohl zu den Bubiköpfen sagen würde! In Herzwil gibt es zwar noch keine und ich kann mir nicht vorstellen, daß sich eine Herzwiltochter könnte die Haare schneiden lassen. Aber wer weiß? Das Rad der Zeit geht seinen Gang und der Großvater hat auch noch fliegen gesehen!

Der Verfasser der Chronik spricht von prunkvollen Gewändern der alten Herzwiler. Auch da muß ich widersprechen. Prunken paßt gar nicht zu ihrer Art. Sonst schaue man nur die Jahrhunderte alten Bauten an. Die sind gleich ihren Erbauern schlicht und fest und weisen nichts Protzenhaftes, Auffälliges auf, wenn sie auch Sinn für das Schöne verraten. Ich kann mich keiner baulichen Umänderung freuen, so begründet sie auch sein mag. Mir ist immer, als reiße man mir mit jedem Stück Holz ein Stück der Heimat weg und es reut mich, das Werk der Ahnen verändern zu sehen. Auch halten die dicken Eichenschwellen noch lange so gut wie die heutigen Betonmauern.

Nun bin ich aber von der Kleidung abgekommen. Freilich wurde vom Besten eingekauft, sonst hätte der Großvater die goldene Hochzeit nicht im Hochzeitskleide feiern können. Aber Auffälliges wurde nichts getragen. Die Frauen trugen die Tracht. Diese wurde aber nur auf die Hochzeit neu angeschafft und hielt ein Leben lang aus und wurde gar noch von der Tochter getragen. Es gab also nicht jeden Regentag etwas Neues und nur bei besonderen Anlässen zeigte man sich im Sonntagsstaat.

Wir Jungen können den Ahnen nicht genug danken für das Heim, das sie uns erworben, durch die Jahrhunderte in guten und schlechten Zeiten erhalten und ausgebaut. Wissen wir doch, wie schwer die Scholle ihren Mann nährt! Zudem vermehren sich die Heimwesen nicht gleich den Bauernsöhnen und es kostet jeden Vater unsägliche Mühe, die Kinder zu versorgen. Darum kann ich nicht dulden, daß man unsere Vorfahren als Prasser und Prunker darstellt. Neidern möchte ich empfehlen, ihr Leben nachzuahmen. Sicher kommen sie in jedem Beruf viel rascher und leichter zu Wohlstand, als es bei der Landwirtschaft möglich ist.

Aber schön ist's „eineweg" und gesund dazu!

Material.

Skizze von Henry Worthington.

Autorisierte Uebertragung von Frank Andrew.

„So spät kommen Sie, Ethel", sagte Frank vorwurfsvoll, als er seinem Besuch mit ausgestreckten Händen entgegen eilte. „Ich dachte schon, ich müßte vergeblich warten."

„Zeitiger konnte ich heute wirklich nicht fort", erwiderte Ethel Harvey mit ihrem entwaffnenden Lächeln, „Frau Rogers hatte Gäste und da mußte ich natürlich auch schon etwas länger bleiben."

Mit Entzücken schaute Frank auf die zarte, kleine Figur an seiner Seite, als er, wie fast jeden Tag seit nunmehr schon beinahe zwei Wochen, sie den Weg zu der schattigen Bank im Garten führte. Immer wieder schien es ihm unwirklich wie ein Traum, daß dieses reizende, gepflegte Mädel aus London bei ihm auf der nüchternen, primitiven Farm Südafrikas mit seiner Gesellschaft vorlieb nahm. Seitdem er vor sechs Jahren als jüngster Sohn einer verarmten Offiziersfamilie in die Kolonie gekommen war, um hier